



SCRIPT

KANN MAN VON ROSINENBROT ALTRÄUME BEKOMMEN?

Ein Lese-Blues

Fassung 11.09.2013

Grummeln, bluesen zwischendurch

Kaum dreht es sich um Hattingen, denke ich an Helsinki.

Als ich neulich die Rathausstraße hinunterging – in Hattingen - sehe ich diesen Mann, der gerade sein Fahrrad an einer Laterne festbindet und denke:

Sieh da, der Mika Häppoleinen.

Dabei heißt der Mann Heinrich Lehmann – wie ich später erfuhr.

Das hat mich eines Tages dazu geführt, Ermittlungen anzustellen.

Über mich selbst.

...bin also ein Selbst-Ermittler, bin schon immer Ermittler gewesen.

Habe zunächst versucht, herauszufinden, warum ich mir bereits als 12-jähriger Schallplatten mit mongolischer Musik zugelegt hatte, wo sich doch andere an Gitte und Rex und Vico Torriani entzückt hatten.

Um die Sache kurz zu machen: Ich stamme aus der Mongolei, nicht ICH als Ganzes, sondern ein Teil von mir.

Welches Gen nun genau von Dschingis Khan abstammt, lässt sich heute noch nicht belegen.

Es handelt sich also um die innere Mongolei.

Aber ich schweife ab.

Habe mich also der Ermittlungswirtschaft angeschlossen.

Habe ein Büro in einem dieser Kreativviertel.

Bis vor fünf Jahren war dort eine Kneipe untergebracht.

Vier Generationen lang war diese Kneipe der Ort für Thekengeschichten und Thekenturner, für rauschende Übertreibungen und Ehegattensplitting, für handgemachte Frikadellen, für Lohntütenball

und Männer-Ach und Männer-Weh,
für Taschenpfändungen und Liebeskummer, für Rotz und Kotz, für Pipapo,
dieses und jenes, für Schmuggelware und Fausthiebe, für den komischen Kauz
mit dem roten Hut, der zahnlosen Emmi mit den Knieschonern und für die
Bierleitungsreiniger.

Hier zeigt heute ein Fotograf seine Versuche zur Farbe Blau, seine Annäherung
an Lila in der Landschaft und Rot im Auge des Spechtes.

Ein Grafiker präsentiert seine Bearbeitung ikonografischer Heiligenattribute.
Draußen steht eine Bank, die der Schuster zurückgelassen hatte, der hier auch
seinem Gewerbe nachging.

Darauf macht der Lokalreporter seine Notizen, während gegenüber schwer-
bewaffnete Jugendliche eine Straßenbahn metzeln.

Von hier aus führe ich meine Ermittlungen durch. Undercover. Tatort
Ruhrgebiet.

Ich bin auf der Suche nach Fällen. Die Fälle werden mir nicht anvertraut.

Ich suche sie selbst.

Das ist kreativer.

Ich suche in den Gassen und Tavernen, in den Shopping Malls und
Kulturzentren – nach dem Bösen und scheinbar Bösen.

Schwitzend liegt der Ermittler auf dem kleinen Sofa in einem Gartenhäuschen,
umgeben von ein paar trockenen Schafen.

Hier in den Kreativquartieren blühen die kleinen Initiativen auf.

Hier wird etwas Großes entstehen.

Nichts Kleines geschieht ohne das Große,

also keine Kirche ohne Gott, keine Blockflöte ohne Philharmonie,
keine Landesliga ohne Bundesliga, kein Angestellter ohne Chef.
Kein Pickel ohne Gesicht, kein Tropfen ohne Regen, kein Kiesel ohne
Universum, kein Einzelfall ohne das Gesamte.

Die Siedler werden sich mit kleinen Plan- und Bollerwagen ihr Land suchen, um ein paar Weiden anzulegen, ein paar Rinder zu züchten, ein paar Abenteuer zu erleben, eine Familie zu gründen.

Und später sind die Kinder groß und der Sohn sagt „Pa!“ und Sätze wie „Ein Mann muss tun, was ein Mann tun muss“. Und Hop Singh blingt das Essen, während draußen der Zaun repariert wird.

Und abends stehen sie alle im Saloon von Miss Kitty im Quartierszentrum an der Theke: Terence Hill und Bud Spencer, Clint Eastwood und John Wayne. Und sie hängen den Toten höher, spielen Lieder vom Tod und es fliegen die Fäuste für ein Hallelujah.

Träume

Habe eine unruhige Nacht hinter mir.

Von einem Traum nass geschwitzt werde ich wach.

Ich hatte geträumt, ich sei nass geschwitzt.

Ich stehe auf und notiere diesen Fall. Lege mich wieder hin.

Falle wieder in eine Traumtortur.

Habe gegen 7.30 Uhr aus dem Fenster geschaut und den ersten Schneeleoparden gesehen. Auch dachte ich im Vor-Frühstückswahn, einen Elch gehört zu haben.

Von Fern, vielleicht aus einem Wäldchen, vielleicht war es aber nur ein nicht anspringen wollendes Auto. Auf den Bäumen ruht der Schnee wie Federoberbettchen für Engelchen.

Ampelanlagen – Orte der Besinnung

Wer oder was schaltet eigentlich die Ampelanlagen?

Wer legt fest, wann, wo welche Ampeln wie lange rot sind?

Wir ärgern uns, dauernd stehen bleiben zu müssen, um dem Fußgänger die Abgase in die Haut zu schieben.

Aber sind es nicht Momente, die wir völlig falsch nutzen?

Sollten wir nicht an manchen Ampeln Stille walten lassen?

Ein Blick aus dem Fenster links, ein Blick nach rechts, wir erkennen unsere Umwelt, sehen, dass dort, ein paar Meter weiter, ein Park erwacht.

Hier und da ragen alte Zeitungen aus überfüllten Papierkörben.

Wer mag sie dort abgelegt haben? Analphabeten? Nachrichtenüberdrüssige?

Kann man da nicht helfen?

Lassen wir das Fenster herunter und wir hören die Singvögel des nahen Parks. Stattdessen stieren wir auf die rote Ampel, wir schauen in den Spiegel oder auf eine ankommende SMS.

Manchmal sind es Ampeln, jede hundert Meter eine, die uns an unsere Angehörigen denken lassen.

Wie wird Renate auf mein Geschenk reagieren?

Sollte ich Oma nicht mal wieder besuchen?

Habe ich doch zu fest zugeschlagen?

Das sind Gedanken, die wir zulassen sollten, anstatt Kopf schüttelnd Energie zu verschwenden oder sich gar in Selbstgespräche zu verlieren, die inhaltlich selten auf hohem Niveau sind.

„Diese Scheiß Ampel!“ hilft uns nicht in unserer Entwicklung zu einem aufgeklärten Stadtmenschen des 21. Jahrhunderts.

Drei Minuten reichen oft aus, um Entscheidungen zu fällen, die schon lange anstehen.

Auch, wenn wir schon mal eine komplette Grünphase über nachsinnen, sollten wir die Geduld nicht verlieren, sondern genau diese erlernen.

Sei an den roten Ampeln wie ein buddhistischer Mönch!

Ich freue mich, an dieser roten Ampel zu stehen, weiß ich doch, dass sie bald den Weg frei geben würde in die Zukunft, in ein neues Leben nach dem Rot.

Dennoch gebe ich zu, dass ich zu cholerischen Anfällen neige, mich nicht genügend im Griff habe.

Noch schlimmer ist es, wenn ich in der Straßenbahn sitze (oder heißen die jetzt alle U-Bahnen?) und diese an einer Ampel halten muss.

Aber ich verspreche, ich werde mich bessern, werde Meditations-Techniken erlernen, die mich zwei bis drei Minuten in einen Glückszustand versetzen können.

Ich lasse das Fenster herunter und grüße meine Mitmenschen mit „Hallo Bruder! Hallo Schwester! Salve!“

Die Ampel schaltet auf Grün. Ich muss los.

Temporär verhaltensgestört

Überall droht Unheil

Wenn Du in einem Aufzug, mit zehn Leuten besetzt, laut „Guten Morgen“ sagst oder „Ist es nicht ein schöner Tag?“ , giltst Du möglicherweise als verhaltensgestört.

Sprich eine Lady auf der Straße an, wenn Du nicht aussiehst wie Brad Pitt.

Wenn es nicht der Straßenstrich ist, wird man Dir die Handtasche um die Ohren hauen.

Besondere Gruppen sind besonders intensiv temporär gestört und könnten gefährlich werden:

Männer in der Midlife-Crisis, also zwischen 28 und 70,

Schwangere, manche in den ersten Wochen, andere bis zur Konfirmation des Kindes und – vor allem – die Verliebten.

Politiker, Regisseure und Banker - diese Berufsgruppen sind ebenfalls gefährdet, sobald sie unter Menschen gehen, wenn sie ihr normales Umfeld verlassen und – sagen wir – mit der U-Bahn fahren, sich in eine dunkle Eckkneipe verirren oder in einem Pulk von Fußballfans die falsche Hemdfarbe haben.

Manche Berufe führen geradewegs in diesen Zustand. Da hilft nur fortlaufende Abschottung ins eigene Genre.

Experten sind sich nicht sicher, ob es nicht auch durch das Ruhrgebiet selbst zu Verhaltensstörungen kommen könnte.

Die, die meinen, es ginge hier seit Jahren aufwärts, als sei die Metropole der Kosakenzipfel, das Sahnehäubchen, als wäre Gelsenkirchen Paris und Hattingen Helsinki, diejenigen fallen nur noch nicht in den Fußgängerzonen auf.

Der Belegsammler

Komme nicht weiter in meinen Bemühungen, Fälle zu finden, die mir mein Überleben sichern. Weder Fälle, noch Auftraggeber.

Das ganze Revier ist ein einziger Tatort. Man weiß nicht, wo man anfangen soll, welcher Stall ausgemistet werden soll, wo die Leichen bleichen, die Bösen dösen, die Verdächtigen nächtigen

Da bist Du also ein Kreativer mit Büro, der Erkundungen und Erkenntnisse verkaufen will, aber die Kunden bleiben aus.

Sind wir also erkenntnisüberfüllt oder erkundungsmüde?

Also widme ich mich anderen Dingen.

Ich sortiere Belege.

Überall werden Belege sortiert auf dieser Welt.

Ich glaube, dass auch in Buthan Belege sortiert werden, ebenso wie in Gerolstein oder auf Hiddensee.

Auch der Kasache wird Belege sortieren.

Sicherlich sortiert der Pole ebenso emsig wie der Ukrainer.

Belege sortieren ist eine internationale Sache.

Das weiß der Weißrusse, der besonders gerne sortiert, als auch der Aleute, der deshalb besonders gerne sortiert, weil es auf den Aleuten nicht sonderlich viele Belege gibt.

Etwas weniger gerne sortiert der Calabrese.

Vor kurzem las ich, dass ein Calabrese einen Bewirtungsbeleg vergessen hat zu sortieren. Es soll sich um den Beleg gehandelt haben, der ihm nach einem Abendessen vom Kellner Luigi, einem anderen Calabresen, ausgehändigt worden sei.

Dieser Calabrese aß, zusammen mit einem anderen Calabresen, eine Capocollo calabrese, also eine kalabrische Kopfnackewurst, die aus den Fleischstücken vom Nacken und Kopf des Schweines hergestellt wird.

Es handelt sich hierbei um eine Spezialität aus Mittel- und Süditalien (Umbrien, Abruzzen, Kampanien, Apulien, Kalabrien usw.), deren Zutaten und Zubereitungsarten immer wieder wechselten, wodurch im Laufe der Zeit verschiedene, unverwechselbare Varianten entstanden.

Die Fleischstücke werden 4-8 Tage gepökelt, danach in Rotwein eingelegt und schließlich, bevor man sie in die Därme füllt, mit feingehackten Pfefferkörnern bestreut. Die gefüllten Därme werden gebunden und gestreckt und an der frischen Luft und im Rauch getrocknet. Das Reifen dauert bis zu einhundert Tage.

Wie gesagt – jener Calabrese hatte vergessen, diesen Beleg zu sortieren, was ihm nicht so gut bekommen ist wie die Wurst selbst.

Er, der Calabrese, wurde in einem mit Därmen gefüllten Bottich tot aufgefunden.

Überhaupt, sagt man, wäre der Südländer ungeeignet für das Sortieren von Belegen.

Anders als der Deutsche, der seit Jahrhunderten das Sammeln von Belegen zu seinem Hobby macht.

Das Sortieren ist aber auch ortsabhängig, hat andernorts eine andere Qualität als zum Beispiel hier, ist in Berlin zum Beispiel möglicherweise lässiger.

Der Freiberufler, der Kreative hat schon mal ein Ordnungsdefizit und manch ein Beleg findet nie den richtigen Ordner oder hat schlichtweg nie existiert.

Im Gegensatz zum pathologischen Sammeln, z.B. von Briefmarken oder Elefantenfiguren, ist das Sammeln von Belegen keine psychosoziale Bewegung, die die Menschheit zusammenhält.

Nein, sie dient dem Staat als Beweis für die Wahrheitsliebe seiner Bürger.

Nicht, dass er sie kontrollieren will, nein, er möchte, dass Bewegungen durch Belege belegt sind, dass daraus ein Sammelsurium entsteht, eine Ansammlung von Daten, die späteren Generationen zeigen soll, dass alles zusammengehört: Der Busfahrer, das Ticket, der Bushersteller, der Tankwart, der Fahrgast, die Schriftsteller.

Ich sortiere. Ich baue einen Stapel ab. Ich konstruiere neue Häufchen aus einem vorhandenen Haufen.

Ich belege Kartons mit Vorgängen.

Ich erinnere mich an Restaurantbesuche, nicht an die Rückzahlung einer Rückzahlung.

Die Anzahl der Einträge auf den Bankauszügen entspricht nicht der Anzahl der Belege.

Das Telefon klingelt. „Keine Zeit! Ich sortiere!“

„Sortier Du mal schön!“ sagt sie.

„Sortier mal schön!“ ist die Aufforderung der Anstaltsärztin, um den Patienten ruhig zu halten, sonst würde er mit Pudding werfen.

„Jetzt muss ich doch mal das Kettenhemd anlegen“, denkt er, „den Degen schärfen und das Pferd satteln.“

Und er wirft sich aus seiner Buchhaltungsmeditation, öffnet alle Fenster für den Durchzug.

Die leichten Papiere segeln zuerst in den Hinterhof, die schwereren mit den schweren Logos schwappen nur über den Tischrand, rutschen in die schmalen Ritzen, die zwischen Sofa und Laminat alles ins Dunkel ziehen, was der Lüftungszug in seine Nähe pustet.

Er denkt an das Wort „Steuer“, ruft laut ein paar Mal „tax“. Das klingt besser. Und von Tax kommt er auf Sex.

Er macht sich frei vom Sortierwahn, reitet auf dem schwarzen Holsteiner in die Nacht. Oben auf dem Karstadt-Dach an der Oberhausener Marktstraße trifft er auf die Freiberuflerin, Fräulein E. aus Berlin.

Sie reißen sich die Kleider vom Leib und treiben es laut auf den Blumenkübeln. Im Ruhrgebiet gehen die Fenster auf.

Aus allen Wohnzimmern dröhnt „I’m a taxman“.

Und die Sammler und Jäger kippen ihre Kartons und Kisten in die Nacht.

„Am Himmel über der Ruhr“, heißt es in der Aktuellen Stunde, „konnte man ein einmaliges Schauspiel beobachten – eine partielle Mondfinsternis, verursacht durch Quittungen und Bewirtschaftungsbelege.“

Ich komme mit meinen Ermittlungen nicht weiter, denke ich.

Der volle Aschenbecher sieht aus wie ein Massengrab.

Ich erinnere mich nicht mehr an die Quadratmeterzahl meiner Wohnung.

Ich habe vergessen, in welche Richtung der Joghurt dreht.

Die Batterien sind leer. Blattgold fällt von der Decke, der Apfel erinnert nicht mehr an Obst, er sieht aus wie die Innereien einer Mumie.

Die Versicherungspolicen verfallen.

Die Motten hängen fett in den übervollen Netzen der Hausspinne.

Der Kanarienvogel skelettiert.

Das achtlos geworfene Samenkorn ist zu einer Trauerweide herangewachsen.

Die Hemden spannen über dem Bauch.

Der Briefkasten wurde amtlich entfernt.

Gegenüber ist wieder Licht in der Küche. Aber man kann nicht erkennen, was die Frau dort macht. Kocht sie? Plötzlich kommt der Mann. Die Frau geht. Der Mann holt etwas aus dem Schrank. Die Frau kommt wieder. Der Mann fuchtelt mit irgendwas rum. Die Frau fällt zu Boden. Hat der Tatort schon begonnen?

Ich muss meine Gedanken-Beschäftigung wieder in eine andere Richtung lenken.

Oma

Landstraße. Bauernhöfe. Landstille am Sonntag. Meine Ermittlungen als Zehnjähriger führen mich nach Wertherbruch, ein heutiger Teil von Hamminkeln, nicht weit von Wesel. Und ich weiß, sobald man die Kirche sieht, ist das Dorf nah und somit auch die Oma.

Als Zehnjähriger sah ich Scheiße aus. Diese Erkenntnis hatte ich mit mir herumgetragen wie die gestrickte kurze Hose. Die Beine sahen aus wie Porreepiepen, die Haare waren unerträglich gescheitelt. Ich war zwangsgekleidet und das Kämmen war Folter, wäre heute Inhalt der Menschenrechtskonvention. Und die Landluft war schlimmer als der Rosenkohlduft in unserem Hausflur in der fernen Stadt.

Die Oma steht auf dem Weg und winkt. Sie sieht aus wie in Punkt in der Landschaft. Erst, wenn wir näher kommen, sieht die Omma aus wie die Omma. Die Schokoladensuppe steht bereits auf dem Tisch. Der kleine Junge ist wieder da, wo er immer ist, wenn die Eltern ihn dort abliefern. In der Frühlingsfrische, in der Landluft.

Eines Tages haben alle Hunger. Die Oma geht auf den Hof und schaut sich um wie sie sich immer umschaute auf dem Hof.

Dann packt sie plötzlich zu und hat ein großes weißes Huhn im Arm.

Es flattert ein wenig mit ihr herum, mit der Oma.

Sie winkt mich kleines Bürschlein heran. Ich stehe vor ihr wie ein Adjutant und denke: Das Huhn will weg.

Aber Oma nimmt flugs die Axt, drückt den Kopf des Huhns auf einen Baumstumpf, dessen Oberfläche bereits seit Langem in einem wunderbaren karminrot gefärbt ist. Sie holt aus und – zack- ab der Kopf.

Der Kopf kippt von allein vom Stumpf.

Und dann sehe ich, dass mir die Oma eine Vorstellung gibt, denn das Huhn befreit sich aus der Umklammerung und rennt ohne Kopf über den Hof, das Huhn – kopflos und die Oma und ich hinterher.

Und es flattert und flattert, fliegt ein paar Meter und rennt gegen das Scheunentor. Ende. Boh!

Und die Tanten und Onkeln und all die anderen hatten was auf'm Tisch und ich eine unvergessene Performance. Vielleicht hat das damals schon meine Kunstidee befördert, die Faszination für das Vergebliche.

Manchmal gibt es einen Besuch bei Tante Mine in Hamminkeln, die schon immer die Haushälterin vom örtlichen Sparkassendirektor, Herrn Rothengatter,

war, und die darauf besteht, dass man sie mit Fräulein anspricht. Geheiratet hat sie nie. Alle sind längst tot.

Noch einmal lasse ich meinen Blick über die weite Landschaft schweifen, steige zurück ins Auto.

Erinnerungswahnsinn

Ohne Erinnerung keine Biographie. Wir müssen uns erinnern.

Manche wollen oder können sich nicht erinnern.

Verdrängung und Erinnerung befinden sich in ein und derselben Dose.

Es gibt Fälle, da erinnern wir uns, ohne uns wissentlich zu erinnern.

Wahnsinn?

Plötzlich - wie aus dem Nichts – singen wir ein Lied, erinnern wir uns an den Namen eines Songs oder erleiden ein akustisches Deja-Vu.

Kann man so ein Phänomen erklären, welches mit Musik zu tun hat?

Sind Musikstücke, Schlager, Hits, die man im Laufe seines Lebens häufig gehört hat, "implantierte Erinnerung"?

Nur, was als bedeutsam eingeschätzt wird, erreicht die Großhirnrinde, wo Eindrücke als Erinnerungsbild, als "Engramm", abgelegt werden, heißt es.

Das macht mich stutzig und es passiert mir immer wieder:

Plötzlich singe ich die Zeile eines Liedes, erinnere mich an Texte.

Überwiegend sind es Schlager aus den 60ern und 70ern, manchmal auch ein Stück von den Stones oder von Smoky (Living next door to Alice), glaube ich.

Und plötzlich singe ich „Ich will nen Cowboy als Mann“ und ich beteuere, dass es keinen Zusammenhang von Situation oder Gedanken hat.

Nichts deutet darauf hin, dass ich jetzt, in diesem Augenblick, ich laufe gerade über die Straße, um mir ein Brötchen zu kaufen, einen Schlager singen muss.

Ich konstatiere: Ich will keinen Cowboy als Mann, noch sehe ich einen solchen oder trage eine Kleidung, die darauf schließen können würde.

Ich hatte nie eine Beziehung zu der Sängerin Gitte und kenne sie nicht mal persönlich, was ich sehr schade finde.

Auch war „Ich will nen Cowboy als Mann“ niemals auf meiner Hitliste, höchstens auf der meiner Schwester, die aber nie einen Cowboy geheiratet hat und ich glaube, dass sie niemals einen Cowboy gesehen hat außer John Wayne oder Clint Eastwood im Film.

Ich singe also – relativ laut – plötzlich, vor der Bäckerei diesen Schlager und versuche nicht, dies augenblicklich zu unterdrücken, zu verhindern.

Ich lasse es zu.

Das wird mir vielleicht als „komischer Kauz“ durchgehen.

Anders wäre es, würde ich vor einer Dortmunder Bäckerei plötzlich „Blau und Weiß, wie lieb ich dich“ singen, ob ungewollt oder nicht.

Es wäre mehr als eine Ordnungswidrigkeit, es wäre lebensgefährlich und doof, aber – wie gesagt – die Erinnerung ist ein selbstständig tätiger Mechanismus, der ungefragt plötzlich hervortritt, ausgelöst durch innere Vorgänge.

Es muss eine Zelle geben, die angefüllt ist mit Hits und Musiken, die sich von alleine herausdrängen, um unserem Kopf zu entfleuchen.

Eigentlich will ich, dass mir andere Musiken einfallen.

Aber weder Rachmaninow, noch Bela Bartok kamen jemals plötzlich ans Licht, während ich einen Cappuccino bestelle oder auf den Zug warte.

Das mag daran liegen, dass diese Musik keinen Text hat.

Vor kurzem erst – ich verließ eine Theatervorstellung – sauste es aus mir heraus.

Auf dem Weg ins Parkhaus begann ich, zunächst nur gedanklich, dann aber doch hörbar „Ein Stern, der Deinen Namen trägt.....“ zu singen.

Vielleicht ist es doch eine Form des Tourette-Syndroms, das Schlager-Tourette.

Die sogenannten Tics sind hier Schlagertexte, mit denen man nichts zu tun haben will, die sich aber Bahn brechen.

Ich nahm es fröhlich und grüßte junge Menschen, die in ihren Kopfhörern gerade Musiken hörten, die eines Tages zurückschlagen werden, setzte mich in mein Auto, schob die Tiefgaragen-CD ein und fuhr hinaus in die Gegenwart.

‡. **Athen**

Der Tag der Flugreise ist da. Es geht nach Athen.

Ich, der Retter der hellenischen Nation, der Steuerzahler, der seinen letzten Cent in die Antike steckt, damit sie nicht zusammenbricht.

Ich hab das alles mit meinem Griechen (das klingt jetzt komisch) vorbesprochen.

Ich führe Erkundungen im Stadtgefüge durch.

Auch der Grieche telefoniert gerne. Er telefoniert so unentwegt wie der Türke, fast so unentwegt wie der Italiener in Italien und alle tragen Sonnenbrille.

Das liegt an den Überwachungskameras allüberall. Es fällt auf, dass es neben tausenden von Taschenfachgeschäften ebenso viele Fachgeschäfte für Eisen und Werkzeug gibt, also Eisenwarenfachhandel, gefolgt vom Sonnenbrillen und Etui-Fachhandel.

Habe jetzt sechs Stunden hinter mir. Meine Füße sind heiliggesprochen.

Keine Straßenmusikanten, außer ein paar fünfjährigen Kindern mit Kinderakkordeon.

Später in einer Bar treffe ich Zeus und Hades, seinen Bruder, den Gott der Unterwelt. Sie nehmen mich mit in ihre Bude. Sah aus wie hier... Und da hocken sie: Oedipus und Apoll, Poseidon und Paris, Agamemnon und Theseus, Sisiphos und Damokles – Würstchenparty (Männergesellschaft)...ach ja, und Orpheus hängt mit seiner siebensaitigen Gitarre in der Ecke und raucht. Und sie basteln an ihren Tragödien und Bacchus kommt herein und bringt ein paar Drinks und (Erotiksocken). Nach ein paar Ouzos fängt Oedipus an zu weinen und andere verschwinden wieder in ihren Büchern und Dramen...“Zahlen“, ruft Zeus und deutet auf mich. Ich werfe ein paar Drachmen auf die Theke, als Aphrodite hereinstolpert. „Oh mein Gott“, denke ich und taumele weiter durch die Gassen

Tauben fliegen mir ins Gesicht. Hoch-operierte Brüste auch. Sandalen tragen einen ouzofizierten Kellner, der - schwankend wie ein alter Öltanker – auf meinem Tisch landet. Er ist tot. Ich mache mich aus dem Staub.

Griechische Anklänge

2. Performance

Der Mensch muss Einnahmen erzielen, auch der ermittelnde Mensch.

Betteln an sich ist zweifellos ein trauriges Armutszeugnis.

Was soll man machen?

Einfach nur dasitzen, mit einem Bein im Kellerloch?

Das juckt doch kaum noch jemanden. Da fehlt die richtige Performance.

Da ändern sich die Zeiten und mit ihnen die Bettelmethoden.

Pappschilder sieht man immer noch, aber der Text ist computerausgedruckt und für jeden lesbar.

In Druckbuchstaben wirkt die Sache einfach business-like.

Immerhin könnte es ein ehemaliger leitender Angestellter sein, der jetzt unterhalb von Hartz IV dahin vegetiert.

Haus weg, Frau weg, Kinder weg, Geld weg.

Telefon tot, Heizung aus, Rechner abgestürzt, Leiter umgekippt, Gemüse verfäult, Wein alle, Bier alle, Wasser verschmutzt, Mülltonne leer, Magen leer, Portemonnaie leer, Wohnung leer, Schrank leer,

Cello runter

Wir reden über die Profis unter den Bettlerdarstellern.

Hier handelt es sich nicht um einzelne Bedürftige, sondern um Gruppen, die dafür ausgebildet werden, Bedürftige zu spielen.

Es sind quasi Theatergruppen ohne Theater, die open-air ihr Auskommen bestreiten. Im Theater wird gelogen. Das ist quasi Programm.

Sehen wir das also als eine Art Performance und wenn sie uns gefällt, werfen wir die Münze.

Und wie erkennt man die tatsächlichen, also die authentischen Bettler?

Sollte ein Hund dabei sein, gehen wir davon aus, dass es ein Hundedarsteller ist, also ein Hund, der einen Hund darstellt.

Ich frage mich, welche Performance ich als Bettler anwenden würde.

Wäre ich überhaupt bettelfähig? Ich könnte Tucholsky-Gedichte oder chinesische Weisheiten absondern – dazu an einer Holzflöte herumfingern.

Aber ein Publikum, das nur vorbeihuscht, das vollkommen interessensfrei vorbeigehen würde, würde mich in den öffentlichen Suizid treiben, zumindest in die Androhung eines solchen.

Eine Übung wäre vielleicht das Aufführen von völlig erfolglosen Programmen, von unsäglich schlechten Texten in kaum vorstellbar schlechter Darstellung, mit dem Ziel, vom Publikum ausgebuht zu werden, besser noch, total ignoriert zu werden, mit Verachtung bestraft zu werden.

Das Publikum würde zu diesen schlechten Vorstellungen kommen, um sich zu vergewissern, dass so etwas Schlechtes wirklich möglich ist.

Sie würden sich mit dem Rücken zur Bühne aufreihen und kollektiv telefonieren, kichern und laut flüstern wie schlecht dies doch sei, was sie gerade nicht sehen wollen.

Diese Übung wäre eine Chance, als poetischer Bettler zu überleben.

Man würde den Menschen Poesie in die Einkaufstaschen flöten, sie mit Gedichten belästigen, sodass sie nach Geheimdienstlern und Verfassungsschützern rufen.

Die lyrischen Bettler würden in Gruppen auftreten und Shakespeare-Sonette im Chor heraus deklamieren, dass es nur so säuselt.

In kleinen LED-Leuchtkisten würde nur das Wort „BITTE!“ aufblinken.

Immer mehr würden zusammen kommen von denen, von denen kein Gebrauch mehr abverlangt wird: Die Abgestoßenen und Ausgestoßenen, die Verabscheuten und Verlassenen, die Vergesslichen und Verunreinigten, die Schuster und Schmiede, die ehemaligen Bäcker und ehemaligen Metzger, die Verarmten und Verbliebenen, die Analphabeten und Abtrünnigen, die ehemaligen Kassiererinnen und Alleinerzieher, die Alkoholiker und Legastheniker, die Abgerutschten und Kranken, die Schauspieler und Musikanten, die Grafikdesigner und Erntehelfer – alle würden sie sich einbringen in den Chor der Einkaufsstraßen-Lyriker.

Und aus den oberen Etagen würden die Münzen herabstürzen und die Scheine hernieder flattern.

Aus den Banken würden sie mit Obligationen und Schatzbriefen beworfen.

Der Zitherspieler würde von einem Hedge-Fonds am Kopf getroffen und die Einbeinigen würden mit Finanzspritzen attackiert.

Internationale Medien würden per Luftaufnahmen vom Aufstand der Bettler berichten, ist es doch in Wahrheit ein Flashmob der Sich-Aufbäumenden.

Puh!

Raststätten-Jazz

Nachts.

Ich will mir eigentlich noch eine Jazzveranstaltung einsaugen, bin aber plötzlich – nach Telefonaten und Unentschlossenheit – zurück geworfen auf die Urgewalt der Einsamkeit. Ich lasse den Motor an und fahre ziellos durch die Straßen, höre halbwegs Radio, rauche, schaue durch die nieselnassen Scheiben wie in Fenster von Nachbarn, nur gering interessiert an dem, was ich sehe: Verkehr, Ampeln, Lichter, Häuser, Werbung. Es ist wie in einem alten Schwarz-Weiß-Krimi.

Der Detektiv fährt umher, dazu dramatische Musik, die auf etwas Unvorhergesehenes hinweist. Autobahnen, die Seile, die das Revier zusammenhalten.

Ich fahre ab, parke vor einer alten Raststätte, „die mal bessere Zeiten gesehen hat“ würde es im Film heißen.

Die Außenbeleuchtung ist lange nicht kontrolliert worden. Nur die Hälfte funktioniert. Man will keine teuren Energiesparlampen kaufen, lässt die alten Glühbirnen langsam sterben. Ich bin der einzige Gast, denke ich. Die Bedienung freut sich nicht, ich freue mich nicht, bestelle einen Kaffee, wie man ihn bestellt,

wenn einem nichts anderes einfällt. Nach Cappuccino frage ich gar nicht erst, denn ich will die Frage „Mit Sahne oder Milch?“ nicht beantworten.

Das Radio hat einen Klang, der hier niemandem mehr auffällt. Es scheppert, sollte es doch klingen. Die Frau im weißen Kittel putzt die Selbstbedienungstheke, als täte sie dies ausschließlich und immer nur dies. Sie würde dort putzen, selbst, wenn das Dach durch einen plötzlich auftretenden Kyrill, davon fliegen würde. Das ist ihr Job.

Die Tür geht auf und es kommen zwei neue Gäste, die aussehen wie John Travolta und Samuel L. Jackson. Aber sie wollen nur wissen, wie man nach Castrop-Rauxel kommt.

Meine Schuhe müssten mal geputzt werden. Ich putze keine Schuhe, ich reibe sie höchstens mal ab, so wie ich auch nicht darauf achte, ob Flusen auf meinem Mantel sind. Das tun Mütter und ich habe keine Mutter mehr. Also ziehe ich die Blicke von Müttern auf mich, wenn es Flusen zu sehen gibt, denke ich.

Aber ich sehe keine Mutter oder es gibt eine Mutter, vielleicht hinter einer dieser Autobahnraststättenpflanzen, die mich sieht, aber nicht auf die Flusen aufmerksam wird, die sich ja gerade deshalb auf meinem Mantel befinden, um eben von einer Mutter entdeckt zu werden.

Würde jetzt ein großes Unwetter losbrechen, würden vielleicht hier eine ganze Reihe Leute Unterschlupf suchen und man käme ins Gespräch als Schicksalsgemeinschaft. Das würde mir jetzt gefallen. Familiendramen, Beziehungsprobleme, Konflikte, die dann ausbrechen, wenn es besondere Umstände gibt, ohne die nie etwas aufbrechen würde. Man braucht die Katastrophe, um die Wahrheit zu finden, denke ich.

Ich gehe raus. Auch hier darf der Mensch nicht rauchen. Es ist sehr trübe.

Brief an einem Bekannten

Lieber Godehard!

Hör mal zu, Alter!

Ich bin älter als mein Küchentisch, wesentlich jünger allerdings als mein Esstisch, der inzwischen als Belegablage dient. Jünger als die drei Kirchenstühle, die man mir mal in Dresden nach einer Rauferei überlassen hat. Mein gesamtes technisches Gerät ist jünger als ich, was mich wiederum verjüngt und gleichermaßen in die Verzweiflung treibt.

All die Tänzerinnen, mit denen ich hin und wieder arbeite, sind wesentlich jünger als ich und haben keinerlei erotisches Interesse an mir, vermutlich.

Das Haus, in dem ich wohne, ist älter und ächzt. Selbst einer meiner Kochtöpfe ist älter, ein Erbstück aus Gusseisen. Unverwüstlich, wie ich es nicht bin.

Ich bin umzingelt von Zipperlein, ohne je Sport getrieben zu haben.

Ich kenne viele jüngere, die von gewaltigen Zipperlein besucht werden und ihr Leben lang Sport betrieben haben.

Ich sehe Altersgleiche, die mir einen Schreck einjagen. Sie beginnen, Volksmusiksendungen zu schauen und Riesling zu trinken.

Ich hab's mit Viva versucht, aber es hat mich nicht verjüngt, wie überhaupt die Elektronik-Industrie es nicht vermag, mich in jugendlichen Wahn zu versetzen, mich wie ein maskentragender Rapper zu fühlen.

Ich muss Schluss machen. Ich muss zu meinem Lindihop-Kurs.

Ihr jungen Dinger seid knackig und frisch, könnt Euch halbwegs anziehen, wisst, wie man sich auf Inline-Skatern bewegt, ihr habt es echt drauf, aber viele von Euch sind öde wie eine ungewürzte Frikadelle und doof wie Taubenkacke, um letztlich wieder im Ruhrgebiet zu enden.

Tauben gab's hier, als ich das trübe Licht der Gelsenkirchener Welt erblickte und sie gibt es heute, viele von ihnen aber mit verkrüppelten Füßen und ausgefranstem Leib. Briefe verschickt man heute per Email, nicht per Taube. Aber das ist ein anderes Thema... Gleich ist Mitternacht und ich trinke einen Salbeitee.

Mach's gut, Alter!

Schlappen

Ich kann das Geräusch meiner eigenen Schlappen nicht mehr ertragen.

Eigentlich sind es gar keine Schlappen, sondern so etwas wie Hausschuhe.

Aus feinem dünnen Leder, aus Modena, also aus Italien, wo der Schuh ja besonders Schuh ist. Aber der Hausschuh macht ein Geräusch wie Schlappen, zumindest dann, wenn ich durch die Wohnung laufe und das den halben Tag.

Als Freiberufler muss man sich nicht morgens bereits kleiden, als würde in zehn Minuten der Aufsichtsrat tagen. Da bleibt man schon mal im Hausgehanzug, also Schlabberhose, T-Shirt und Schlappen.

Seit ich mich darauf konzentriere, das Geräusch nicht hören zu wollen, wird es schlimmer. Bei jedem Schritt höre ich das klappen in Verbindung mit einem kleinen Sauggeräusch, wenn sich der Fuß vom Fußbett kurz löst, und die Schlappen klatschen wieder zurück an den Fuß.

Morgenmuffel und Morgenmäntel

Wie schön ist es doch, wenn man sich morgens nicht anziehen muss, wenn man in der Nachtwäsche auf der Terrasse stehen kann, in der Jogginghose Brötchen kaufen oder im Morgenmantel im Hauseingang stehen kann.

Es gibt Viertel, wo der morgendliche Anblick von Morgenmantelträgern, Überwurfkittel oder Frühstückskleidung zur Normalität gehört.

Das ist dort, wo die Sonne ein paar sinnliche Strahlen zwischen die Häuser wirft, wo die Straße illegal zum Autowaschen benutzt wird, wo sich früh kein Fremder sehen lässt und wenn, dann war er Gast in dem einen oder anderen Schlafzimmer der Alleinstehenden oder Strohwitwern.

Der Morgenmantelträger kratzt an der Tür, scharrt mit den Pantoffeln.

Sobald der Sonnenstrahl auftaucht, wird die Tür aufgerissen und es scheint, als wollte er losrennen, in den Park, in die Grünanlage, um sein „Geschäft“ zu erledigen.

Aber nein, er tritt lässig vor die Tür, souverän und aufrecht.

„Sieh, Welt! Hier bin ich und ich werde mich heute vorerst nicht anziehen!“

3. Abgelusht

Verträumt streichele ich über mein iPhone und lade mir dabei ungewollt ein paar Apps hinunter. Überhaupt will man mir überall Apps andienen.

Die Kreativwirtschaft erfindet Apps und braucht dazu einen Mac und einen Hotspot auf dem Campo de' Fiori in Rom. Früher fanden hier Spiele, Pferderennen und Hinrichtungen statt.

Am 17. Februar 1600 wurde auf dem Campo der Philosoph Giordano Bruno verbrannt. Früher fand die Kreativwirtschaft in Garagen statt. Da schaute man auf sein elektronisches Strickzeug und aß Ravioli direkt aus der Dose.

Heute schaut man einen Pfirsich an und denkt ans Duschen zu zweit.

Man wird angelusht. Es handelt sich nicht um ein Obstgeschäft, sondern um Fresh Handmade Cosmetics.

Es gibt Seife, die aussieht wie Schafskäse und Männerpflege, die ich auf eine Scheibe Schwarzbrot legen würde. Dagegen zu wettern ist höchst gefährlich.

Beziehungen zerbrechen wie Seife aus Kokosnuss. Von Desigual nach Lush, von Lush zu Starbucks. Und dabei soll ich mein Rückgrat behalten?

Ich muss meine Belehrungen und Meckereien einstellen, sonst droht unendlicher Liebesentzug, denn eins ist klar: Die Marke ist stärker als vergängliche Liebe.

Die Beziehung ist vorbei, aber gelusht wird weiter.

War das auch früher so?

Hat der Papi einen Audi gefahren, kauft er sich danach wieder einen Audi, werden Audi und er eine Einheit. Er kennt alle Geräusche, die sein Audi macht.

Er kennt nicht alle Geräusche, die Mami hervorbringen kann. Das macht ihm Angst. Wenn der Audi Fisematenten macht, dann weiß er, wie er sie abstellt. So war das früher.

Aber heute kann nicht die zarteste Hand des Gatten ein Peeling von Lush ersetzen. Und gegen die überteuerten bunten Taschen von Desigual führt der

Satz „woanders gibt’s auch bunte Taschen“ zu Schaum vor dem Mund – bei den Damen. Am deutlichsten sind die der Apfel-Familie Zugehörigen, die gnadenlos gnadenlos sind. Mein Argument, dass die Macs eben nicht benutzerfreundlich sind, weil sie keine Rückwärtslöschfunktion haben, wird schlichtweg überhört und mit einer wegwerfenden Bewegung begleitet.

Ich sehe, eine neues App hat sich eingeloggt:

IMilk - ermöglicht dem Nutzer...aufgepasst... fiktive Milch aufschäumen zu lassen. Unglaublich. Durch Bewegungen des Iphones lässt man die Milch auf dem Bildschirm ansteigen und bei erreichter Fülle des Bildschirmglases ertönt ein Rülpsen. Das alles bekommt man für 2,39 €

der alte Mann

Ich traf einen Mann an einer Ecke, wo sonst nie jemand steht, in einer Gegend, wo man besser nicht an Ecken stehen bleibt, wo man nicht den Eindruck machen will, man wisse nicht, wohin man wolle, oder woher man komme.

Bei Sonne könnte man noch den Eindruck vermitteln, man sei Müßiggänger, der über die milde Wilde des Lebens nachdenkt, aber bei Schmuddelwetter ist der Eckensteher eher eine traurige Gestalt und weit und breit keine Windmühle, gegen die er ankämpfen könnte wie Don Quijote von der besagten „traurigen Gestalt“.

Er wirkt wie ein Ausgekehrter, der keine Einkehr findet.

Obwohl er stumm dasteht, höre ich ihn sagen, dass er gern einen kleinen Jungen zum Freund hätte.

Der könnte ihm dann erzählen, was er alles in den Hosentaschen hat.

Er würde ihm, dem kleinen Jungen, verraten, was es alles bei ihm war, als er klein war: Der Gummifletscher, das vielfach gebrauchte Stofftaschentuch, ein Kieselstein und ein Zettel von der Mutter, auf dem „Milch, Brot, Eier“ steht.

Er würde ihn, den kleinen Jungen fragen, warum er bei diesem Wetter seine Anorak-Kapuze nicht aufhat, ob er Streiche spielt und manchmal einen Regenwurm in zwei Teile teilt.

Er würde ihm zuhören, sowie der Junge ihm zuhören würde.

Sie würden ihre Bedenken gegen die Welt der Erwachsenen austauschen und auch mal Lügengeschichten erzählen, vom schwarzen Mann im Keller oder vom „rollenden Furz auf der Gardinenstange“.

Er, der Alte, würde sich auf den Besuch des Jungen freuen, würde ihn später auf dem Schulweg immer wieder aufhalten, um etwas zu plaudern, über das Leben, das junge wie auch das alte.

„Es könnte ruhig auch ein Mädchen sein“, höre ich ihn denken, der da an der Ecke steht.

Später wird er zu Hause sitzen, in seiner etwas verschmuddelten Wohnung, an seinem Tisch, der die Küche zum Wohnzimmer macht.

Vor ihm liegen alte Fotoalben, deren Schutzfolien zwischen den Seiten allesamt Knicke haben und kaum wieder glatt zu streichen sind, handgeschriebene Briefe und Postkarten.

Er wird sie weiter sortieren und einordnen, seine Lebenserinnerungen, die weder vom Finanzamt, noch vom Steuerberater eingefordert werden.

Auf einem vergilbten Foto ist eine Familienfeier abgebildet, ein Essen im Freien in einem kroatischen Dorf.

Auf dem Foto sitzen ein paar Kinder um den Opa herum und lauschen seinen Geschichten.

Der Frisör, die Bratkartoffeln und Guantanamo

„Eines Tages war ich beim Frisör.“

Das ist sicher weder ein guter Romananfang, noch eine Meldung, die von Interesse sein könnte, wenn sie nicht darauf hinauslaufen würde, ein Stück Wirklichkeit einzufangen, die jeder Produzent zurückweisen würde, würde sie in einem Drehbuch vorkommen.

„Das ist zu übertrieben“, sagt der Redakteur und schiebt das Manuskript vom Tisch.

Aber hier geht es um Musik, um amerikanische Schauspieler, den Bosphorus, deutsche Küche und die neue Geschwindigkeit in der Dienstleistungs-Gesellschaft.

Während die Menschen ihr Leben mit Warten verbringen, geht manches doch ruckzuck.

Wir warten auf Entscheidungen in der Politik, auf Genehmigungen, unser Häuschen zubauen oder einen Bauchladen zu eröffnen, wir warten auf grün und

auf Veränderungen in der Welt, sowie auf die Rückzahlung vom Finanzamt.
Alles dauert lange. Alles?

Aber fangen wir vorne an.

Vorne ist Glatze, erst ein Stück weiter hinten beginnt so etwas wie Haar.
Mögen es vierzig bis fünfzig sein, die eine flusige Länge bekommen haben.
Hinten legt sich das Resthaar schon über den Kragen und seitlich beginnt, sich
ein Clownskranz zu entwickeln.

Also muss man mal eben zum Frisör und der ist in der Nähe.

Warum in die City fahren und in einem Haarstudio zunächst Espresso schlürfen,
in Hochglanzillustrierten blättern und Köpfchen waschen, wenn es hier gleich
losgeht?

Mein letzter Spaziergang mit „vollem Haar“ führt mich also zum Kuafför an der
Ecke, dem türkischen Dienstleister für Damen und Herren.

Alle Frisierstühle sind leer.

Ich öffne die Tür und rein akustisch könnte es eine Ü50-Party sein, denn es läuft
Otis Reddings „hard to handle“ in einer Lautstärke, die tänzerische Bewegungen
provozieren muss.

Ich tanze also in den Behandlungsstuhl und schon wird ein rosafarbener
Umhang über mich geworfen.

Im Nebenraum höre ich irritierende Frauenstimmen, im Spiegel sehe ich die
Umkehrung der Landschaft, im Hintergrund ein Hochhaus, Straßenbahnen und
Autos, Manhattan Transfer.

Und dann sehe ich Shawn Penn, der seinen Kamm wetzt.

„Kurz“, schreie ich. „Aber nicht zu kurz“, sagt Shawn Penn als Cheyenne, „ist Winter.“

Ich sage: „Der Winter kommt im Mai.“

Er sagt: „Ich habe Erkältung.“

Dann legt er los. Schnippschnapp und wisch und phön! Und sein Kamm hat Spuren von mindestens 5000 Kunden zuvor. Und er flammt mir die Nase und die Ohren mit meinem Feuerzeug.

Und in legendären Nullkommanix ist er fertig und zeigt mir meinen Nacken. Ich nicke und zahle, und inzwischen hat türkische Musik auf mich eingeschlagen und im Spiegel sah ich den Bosphorus und die Schiffe aus Java, aus Chile, aus Rio und Shanghai.

Und Cheyenne schiebt sich ins Nebenzimmer, um zu rauchen.

Ich atme, also lebe ich, und draußen liegt das gleiche Grau in einer Warteschleife, durch die ich mich vorher eilig geschoben hatte.

„Ich werde was essen müssen“, denke ich und bestelle in einem Imbiss mit Namen „Kohldampf“ eine Portion Bratkartoffeln, die mir sekundenschnell, frisch dampfend, auf einem Teller serviert wird.

Zuhause angekommen, entziehe ich mich den Geschwindigkeiten der heutigen Dienstleistungsgesellschaft und lege mich auf mein Sofa, die frische Frisur pflegend.

Währenddessen warten andere fleißig weiter auf die Schließung von Guantanamo, auf den arabischen Frühling in Syrien, den Sommer in der Ukraine und den Winter vor der Haustür, warten auf Zuschauerentscheidungen

im Fernsehen, die Bahn, auf den jüngsten Tag und die Genehmigung zur Verabreichung von warmen Speisen in einem Kiosk.

Zeit wäre ohne Uhr einfach eine unendlich große Fläche.

Teil 2

Zurück im Hotel. Ich liege. Habe wieder geträumt.

Träume erschöpfen, wie auch Rückblicke erschöpfen.

Ich sehe mich in einem Ansitzsack unter der Decke der Westfalenhalle baumeln. Sehschlitze erlauben mir einen Blick auf die Welt der Jagd, eine bis dahin mir völlig fremde.

Wer sich für den „Bayrischen Gebirgsschweißhund mit hubertuiden Gesichtsfalten“ interessiert, hat sicher nicht die Absicht, sich ein Schoßhündchen zuzulegen, sondern er will jagen.

Ein Urinstinkt, der den Männern vorbehalten ist, findet heute vielfachen Ausdruck.

Ob das Revier ein geeignetes Revier zum Jagen von Niederwild oder Schalenwild ist, ist anzuzweifeln; dennoch findet Jagd auch hier statt, auch wenn man hier kein Streifengnu erlegen kann.

Ist es nicht toll, ist es nicht archaisch, sich mit der Natur zu vereinen, auf die Pirsch zu gehen, um einen kapitalen Bock zu erlegen?

Für Menschen, die dies so sehen, ist eins unerlässlich: Das Reh muss eine Chance haben.

Allerdings ist diese Chance des Rehs in hiesigen Gefilden doch eher die Wahl zwischen Autobahngulasch auf der A2 oder Rehrücken im Ausflugslokal.

Der Mensch braucht die Jagd.

Die Frage ist, will man sich selbst mit Blut besudeln, bevor das Geschnetzelte auf dem Teller ist, oder greift man in die Auslage, um das optisch aufgepöppelte „Frischfleisch“ zu panieren?

Frisches Fleisch vom frischen Reh oder Fonds aus der Tube

Wer sein Essen selbst schießt oder fängt, hat anderen Respekt der Ernährung gegenüber – das ist das Credo. Wer eigenständig dem Huhn den Garaus macht oder dem Kaninchen den Nacken bricht, wird sich – wenn überhaupt – anders über sein Gericht hermachen oder es in Zukunft lassen.

Der Stadtmensch geht inzwischen auf Safari ohne Flinte, beobachtet Wale oder die Angebote beim Metzger. Das Jagen in der Stadt ist rar geworden. Selbst das friedliche Angeln ist nur noch an wenigen Stellen erlaubt.

Wie kann der gestandene Mann heutzutage seine Abenteuer- und Nahrungsbeschaffungstaten deutlich machen? Im Stadtwald?
Also braucht er Ersatz.

Er geht in Baumärkte und versucht, dort Beute zu machen, um später dann der ehelichen und anderen Gemeinschaften die selbstgebaute Sauna vorzuführen oder die errichtete Mauer, die ihn vor wilden Wildschweinen schützt.

Sich nur mit dem läppischen Sammeln zu begnügen, ist was für Weicheier, obwohl man sich durchaus im Brombeerstrauch verheddern kann, was den Vorteil hätte, seine blutigen Hände zu Hause vorführen zu können und somit in den Genuss von Mitleid käme.

Für den Vegetarier und die Veganerin sind die Jagdwelten völlig fremde und sicher auch verabscheuungswürdige Welten.

Sie sind von vorneherein aufs Sammeln festgelegt, es sei denn, es gäbe Gemüsesorten, auf die es sich lohnte, Jagd zu machen.

Die wilde Erdbeere aber ist in Wirklichkeit ein regungsloses Ziel für Jäger.

Rosinenbrot Alpträume

Träumen ist international. Jeder Mensch kennt das.

Im Detail wird sicher der Bottroper anderes träumen als der unruhige Schläfer in Buenos Aires, aber nur, wenn er in seinen Träumen die vertraute Landschaft erkennt oder seine verstorbene Oma im Garten.

Die Ursachen sind vielfältig wie die Erscheinungen, die man morgens entweder abschüttelt oder die einen den ganzen Tag, die ganze Woche, das ganze Leben begleiten.

Hin und wieder überfällt mich der Alp des Nachts und ich muss feststellen, dass jedes Mal ein nächtliches Butterbrot als Ursache in Frage kommt.

Das wird den gemeinen Döner-Esser verstören, aber das Rosinenbrot wird mit Käse belegt und ist – mit Verlaub – lecker.

Aber es kann zu unerwünschten Träumen führen, wie vielleicht auch der spät-abendliche Griff zur Praline oder zur Salamipizza.

Der Traum kann dabei bedrohliche, aber durchaus auch banale Situationen enthalten.

„Alpträume gehören zu den nichtorganischen Schlafstörungen“, heißt es.

Schweiß gebadet werde ich wach.

Das Oberbett wiegt gefühlte zwei Tonnen, das Kopfkissen ist durchtränkt von Traumschweiß.

Kurz bevor mich eine urbane Tsunami-Welle wegreißt, reiße ich die Augen auf und sehe einen Froschmann neben mir sitzen.

Was ist geschehen in diesen Gedankenverknötungen?

Ich sitze an einem See und plötzlich bewegt sich eine haushohe Welle auf mich zu. Das kleine Rinnsal, angeblich ein neu geleitetes Ur-Gewässer, schwillt an zu einem Strom.

Die Böden reißen auf und alle ehemaligen Bäche und Flüsse des Reviers, zuvorderst die Emscher greifen Raum, nehmen sich das zurück, was Jahrzehnte lang, Jahrhunderte lang, verschüttet war und verborgen wurde.

Die ehemaligen Schächte des Bergbaus platzen auf. Brodelndes heißes Wasser donnert aus der Tiefe an die Oberfläche. Straßen reißen auf, das Wasser wirbelt menschliche Überreste durch die Einkaufsstraßen: Hasenbrote, Thermosflaschen, Helme und Kernseife.

Schnitt. Ich stehe auf dem Tower in London und sehe, wie die ganze Stadt überflutet wird von ehemaligen Flüsschen.

Schnitt. Ich sehe, wie vertrocknete Flussbetten in Griechenland sich blitzschnell mit Wassermassen füllen, sich ganzer Landschaften bemächtigen.

Oben von der Akropolis sehe ich das und neben mir steht Zeus in Gestalt eines Weinbauers, der mir Rosinen anbietet.

Da hilft nur irdisches kaltes Wasser aus der Leitung.
Ich dusche kalt und nach drei Sekunden wird mir klar: Es war nur ein Traum.
Das Wasser lässt sich wieder abstellen.
Um sicher zu gehen, fahre ich zu einem nahen Baggersee.
Alles ist still, die Wasseroberfläche ist ruhig wie die Hand eines Scharfschützen.
Ich male mir aus, wie die nächsten Alpträume aussehen könnten, um vorbereitet zu sein. Ich esse Rosinenbrot mit Käse.

Neulich erst erwischte es mich wieder. Ich träumte, ich hätte alle Zähne verloren. Sie waren aber alle noch in meinem Mund, aber lose wie Murmeln.
Ich sprang auf und spuckte sie aus, spuckte sie in die Schale, wo ich normalerweise meine Erinnerungen aufbewahre. Es waren zu Stein gewordene Rosinen.

Ich hatte einen Rosinen-Muffin verspeist auf meinem Rückflug aus Athen. Ich denke an Rosinenbomber und reiße das Fenster auf.
Vögel fallen vom Himmel wie Hagelkörner.

15. Hattingen ist nicht Helsinki

Seit Kindesbeinen verwechsele ich Hattingen mit Helsinki. Das muss ein genetischer Defekt sein. Helsinki an der Ruhr? Das hilft mir, diese Verwechslung in den Griff zu bekommen. Das kann nicht sein, liegt doch Helsinki in der Nähe des Hallischen Haffs. Oder bin ich auf dem Holzweg und es ist gar kein Ort, sondern ein Prophet aus dem Alten Testament?
„Hattingen hat Flair“, sagt Hattingen über Hattingen.

Ich hab es sehr gerne, wenn sehr starke Mädchen einen Hammer wegwerfen. Und in Helsinki hat man das bei den Meisterschaften sehen können, wie zum Beispiel die anabole Lale Kivinonen.

Überhaupt herrscht im Gegensatz zu Hattingen in Helsinki eine Leichtathletik, die sich gegen die Schwerindustrie insofern durchsetzt, als eben dort ab und an die schweren Leichtathleten geradezu dominieren.

Wenn der Leichtathlet in Helsinki die Kugel stößt, so wirft gleichzeitig der Hattinger die Flinte ins Korn. Vor allem, weil der Helsinkianer keinen einzigen Meerbusen aufzuweisen hat im Gegensatz zum Hattinger, der ja den Finnischen Meerbusen sozusagen vor der Brust hat.

Auch gibt es in Helsinki die Sauna-Weltmeisterschaft. Auch eine Deutsche schwitzt seit Jahren regelmäßig mit. Wie bereits im Vorjahr erreichte Silvia Pfuhl den dritten Platz. Mit fünf anderen Frauen in einer auf 120 Grad aufgeheizten flachen Sauna. Alle 30 Sekunden füllt ein Aufguss den Raum mit 300 Grad heißem Wasserdampf. Das erinnert mich wieder an Hattingen, wo doch an den Hochöfen ähnlich enorme Temperaturen herrschten. Aber Silvia Pfuhl kommt nicht aus Hattingen, sondern aus Rodgau.

16. Sport

Rückblickend auf meine sportliche Vergangenheit muss ich feststellen, dass es gut war, mich nicht dem Stabhochsprung zu widmen.

Auch der Hammerwurf wäre nicht meine Disziplin gewesen, wohl aber der Hindernislauf, auf dem ich mich – so die Meinung der Experten – immer noch angeblich befinden soll.

In den 70ern war ich Mitglied der holländischen Strandmannschaft im Beachvolleyball in Egmond aan Zee. Der Ausscheidungskampf zwischen dem Strand West und dem Strand Oost, einer Mannschaft aus biergeschwollenen

deutschen Urlaubern, musste allerdings wegen schlechten Wetters in die Halle verlegt werden. Meinen ersten Aufschlag wuchtete ich in die Höhe.

Durch den fehlenden Luftwiderstand, der ja das Strandleben beherrschte, schoss der Ball durch eine Deckenluke und ist bis heute nicht auffindbar.

Das war das Ende meiner Karriere in dieser Sportart, für die ich keine neue Liebe entwickeln konnte.

Auch meine Avancen in Sachen Pingpong kamen zu keinerlei Höhepunkt, sowie auch die Ligaspiele im Federball, die ich eines Tages mutmaßlich hätte absolvieren können, gehörten nicht zum Schicksal, waren nicht Teil meiner sportlichen Vita.

Auch das Ringen im Banddarmgewicht war nur vorüber gehend ein Gedanke. Während meiner Zeit als pubertierender Linksaußen beim Plagiatsverein „Gib mich die Kirsche“ habe ich eine Bananenflanke beobachtet.

Noch vor kurzem habe ich meiner Gefährtin die Startposition aller Sportarten der Welt vorgeführt, eine beeindruckende Performance, die mich darin bestärkt, zu glauben, hätte ich eine dieser Sportarten zu meinem Lebensinhalt gemacht, wäre ich mindestens eine tragische Figur der olympischen Spiele in Los Angeles geworden.

Vielleicht im Bahnradvierer, eher nicht im Dressurreiten, wahrscheinlich auch nicht im Skeleton, eher schon im Turmspringen.

Ich hätte mich beim Gehen verlaufen, auf tragische Weise verlaufen, wäre dann in Hollywood anstelle von Nicolas Cage als „Birdy“ gecastet worden oder in „Party Animal - Der Typ, der jede Bluse sprengt“ – anstelle von Timothy Carhart besetzt worden.

Wo sind die Athleten des Reviers?

Gibt's überhaupt noch Theken, an denen man das Leistungsthekenturnen absolvieren kann?

Der Hattinger Mika Turboleinen gewinnt die Goldmedaille mit seiner Kür am freien Thekenlauf der Hattinger Kneipe „Zum Finnen“.

Sport 2

~~Letztlich bin ich als Couchsurfer erfolgreich und mache erstaunliche Beobachtungen:~~

~~Der Chinese Dong Dong ist Olympiasieger im Trampolinspringen geworden.~~

~~Den dritten Platz belegte der Chinese Lu Chunlong.~~

~~Die niederländische Krawlerin Ramina Kromowidjojo hat zehn Meter vor dem Ziel zum ersten Mal geatmet.~~

~~Die Kenianer machen ihre Ausscheidungen im Flachland, hörte ich.~~

Ich würde gern mit Serena Williams ein Schnitzel essen. Obwohl ich Angst vor Serena Williams habe, nicht vor ihrer Schwester Venus Williams, würde ich gern mit Serena zur Bebop Musik von Charlie Parker ein Tänzchen wagen...in irgend einem Club in San Diego. Und dazu eben ein Schnitzel...

Sport 3

Daraufhin entschieße ich mich, an einem Vogelstimmimitatoren-Wettbewerb in Kyoto teilzunehmen, wo die entsprechenden Grammys verliehen werden.

Stolz führe ich der Partnerin meinen Beitrag vor: „Die Elster im Angesicht eines Eichhörnchens vor einem fremden Vogelnest.“

Sie ist stolz auch mich und hält es für einen dringenden Favoriten für Japan.

Ich bereite mich gleichzeitig auch auf eine Gesten-Meisterschaft vor, die vom Weltverband der Schiedsrichter ausgerichtet wird.

Mein Beitrag nimmt das zeigen auf den Elfmeterpunkt in den Fokus.

Der ausgestreckte Arm bildet eine gerade Linie und nur das erste Gelenk des Zeigefingers deutet nach unten. Das ist präzise und wird Eindruck machen.

sofablues

Manchmal schimpfe ich mit mir. Wenn ich zum Beispiel total glücklich beseelt vor dem Fernseher sitze, auf der Sofalandschaft und der Tag war gut, weist Du? Dann schau ich rüber zum Roten und sage: Komm her! Wir gehören zusammen. Und es macht plöp.....und es fließt so schön und klingt wieund dann wird es spät und Phoenix sendet eine Dokumentation über.....und irgendwie beschleicht mich das Gefühl, ich müsse hier sitzenbleiben und sehr sehr subtil feiern, weißt du.

Irgendwas, den Tag.....und ich rauche und rauche noch eine und sage zu mir selbst ...“so - eine noch und dann ist die Flasche leer und ich weiß genau, eigentlich fehlt noch das Betthupferl und ich wechsele zum Rioja oder Navarra oder Wasser....den Argentinier oder wildwüchsigen Chilenen...und ich rauche und irgendwas läuft noch im Fernsehen und ich will aufstehen, weil die Blase ihr Recht verlangt und das Aufstehen gelingt erst beim zweiten Schub.

Dann schimpfe ich und sage: „Du blödes Arschloch, wie kannst du nur schwanken und schwächeln?

und ich rauch noch eine und nehm nen Osborne und rede mit mir selbst und sage: morgen gibt's nur Kräutertee und verstehe mich nicht mehr, weil die Worte schwer werden wie der Wein vom äußerst unteren Hang und dann reiße ich mir die Klamotten vom Leib und hänge da halbnackt auf der Couch rum und von draußen sieht das wieder keiner.

Dann ist doch nix mehr los mit mir und ich torkele ins Bett und schimpfe und lache und lalle und schnarche und morgenswird es wieder der Jogurt sein mit Originalfrüchten und Haferflocken und dann....gähnt mich der Tag an und abends wird sowieso heute alles anders....

17. Helauerlebnis

Ich werde wach und finde Konfetti in meinem Bett, schleiche ins Bad und sehe, wie eine abgeschlafte Luftschlange auf dem Boden liegt.

Was ist passiert?

Mein Kopf brummt und ich beginne, den Tag zu würdigen, der mich am Leben halten will, indem die Sonne Licht ins Zimmer schickt.

Ich war wohl aus.

Habe ich Konfetti in meinem Haar gehabt?

Hat diese Luftschlange meinen Hals umrankt?

Auf meinem Kommödchen im Flürchen liegt ein Visitenkärtchen, das mir zeigt, dass ich mich die gestrige Nacht wohl dem Karneval hingegen haben muss, der doch hier ein Schattendasein pflegt.

Ich erinnere mich nicht. Erst nach und nach flimmert etwas in mir.

Ich sehe mich schunkeln und der erste Schweiß rinnt nun über meine Stirn, ohne Frühstück ein beängstigender Zustand.

Ich höre, wie jemand DJ Ötzi ruft, sehe, wie sich eine Reihe von Einzelhandelsfachverkäuferinnen süße Schnäpse verabreicht. Eine Blondine im Biene-Maja-Kostüm schneidet mir mangels Krawatte einen Ärmel ab.

Ich renne ins Schlafzimmer. Tatsächlich, da liegt das zerfetzte Hemd. Ich suche nach mir unbekanntem Fußspuren im Korridor, draußen vor der Tür. Nichts.

War ich also doch allein letzte Nacht? Ich weiß es nicht.

Hoffentlich ruft jetzt niemand an. Ich kann keine klaren Gedanken fassen. Meine Frühstücksidee reduziert sich auf zwei Liter Wasser, Aspirin und eine Banane, die schon seit langem im Obstkorbchen auf ihren Verzehr wartet. Das mit dem rohen Ei in Rotwein lasse ich sein.

Plötzlich singe ich lauthals „Hölle, Hölle, Hölle!“

Ist das der postkarnevalistische Wahn? Ich bin nicht mehr ich.

Jemand anders hat Besitz von mir ergriffen.

War es der Teufel in Gestalt der blonden Verkäuferin, die vielleicht nur mal eben Brötchen holen ist?

Ich verriegele meine Eingangstür.

Ich brauche diese Gedanken, um meinen äußerst üblen Kater zu überwinden.

Ich schäme mich nicht, weil ich nicht weiß, wofür, außer für meinen Gesangsausbruch, den aber niemand gehört hat, hoffe ich.

Es klingelt. Doch die Brötchen von Biene Maja?

Was soll ich tun? Mich maskieren, flüchten? Wohin?

In die dominikanische Republik oder nur auf den Hinterhof?

Soll ich mich in die Wertstofftonne zwängen und ausharren bis zur Finsternis der Nacht?

Ich öffne. Das Herz pocht, wenn es das ist, was ich höre.

Kommt jetzt der Sündenfall über mich?

Es ist die Briefträgerin mit einem Einschreiben.

Auf ihrer Wange funkeln ein paar Glitzerchen?

„Na, Karneval gefeiert?“ frage ich forsch und erleichtert gleichermaßen.

Sie zeigt mir die Stelle, wo ich unterschreiben soll und geht, nicht ohne sich nach ein paar Metern umzudrehen und mir zuzuzwinkern.

Meine Verunsicherung zieht sich durch die nächsten Tage.

Das ist klar. Sie ist blond.

Ich irre durch die Straßen. Meine Ermittlungen gehen ins Leere.

Eines Tages in der Kneipe

Ein paar Leute an der Theke, auf der Bank inner Ecke sitzt einer, der immer da sitzt.

„Ist heute wieder Bacchusbeerdigung?“, fragt einer, der nur den Kopf in die Kneipe steckt.

„Ja!“, sagt Inge, die Wirtin, „wat denkst du denn?“

„Bisse wieder die Witwe?“, fragt er noch

„Wer denn sonst?“ sagt Inge. „zieh dir wat Trauriges an und üb schon mal heulen. Heute spielt ein Dudelsackspieler aus Schottland Dudelsack – dat is lauter wie die Feuerwehrkapelle von New Orleans.“

Ab zehn wird's voller und voller in der Kneipe und die Gemeinde versammelt sich, um an der traditionellen Bacchusverbrennung teilzunehmen.

Alle sind da, um den karnevalistischen Trauermarsch mitzumachen.

Der mit dem appen Ärmel,

die von der Ecke,

die anderen aus dem Viertel,
die vom Kiosk, der vom Finanzamt,
die fünf vom Theater,
der Willi, der Reinold, die Monika, die Bärbel, die Petras und Brigittes, der
Thomas und der Frank, der Lolle und die Dolle, Rüdiger und Leo.
Und der Dudelsackspieler beginnt zu dudeln und er spielt den Schottenblues und
den Balkanmarsch, die Gemeinde schüttet Pils und Korn.

Und man geht hinaus auf die Straße, die Witwe vorneweg hinter dem
Dudelsackspieler und ein paar Männer mit schwarzen Kopftüchern.
Und sie ziehen um den Block und es wird geklagt, dass sich die Balken biegen
und es wird gejammt, wie man es nie gehört hat.

Und es kommen aus den Seitenstraßen die Abordnungen aus Gelsenkirchen-
Bulmke, die aus Bismarck und Rotthausen.

Von oben kommt die Trauerdelegation aus Wanne-Eickel-Ost und man trauert
und marschiert durch die Straßen, über die Plätze und durch die Gärten und
schon schließt sich die Gruppe aus Bottrop an, dann die aus Gladbeck, es
kommen Busse aus dem Münsterland, dem Sauerland und dem Hunsrück.
Trauernde steigen aus und folgen dem Dudelsack, den selbst die letzte Gruppe,
die gerade aus Köln-Sülz dazu stößt, noch hört.

Und es sind hunderte und tausende und dann abertausende, die Witwe vorweg,
direkt hinter dem Dudelsackspieler.

Und sie erreichen Block um Block und endlich stoßen die aus Lüdenscheid dazu
und auch die Bremer Stadtmusikanten, die Frisöre und Bäcker, die Modisten
und Polizisten, die Maurer und Mauren, die Leserbriefschreiber und Nörgler, die
Wutbürger und Gutbürger.

Und alle folgen sie dem Klagen der Witwe und dem Dudeln des
Dudelsackspielers durch die Nacht, vorbei an Bäumen und Mauern, an Kirchen
und Hütten, an Zechen und Autowerkstätten
und jetzt kommt auch der, der am frühen Abend nur seinen Kopf in die Kneipe
gesteckt hat.

Und die Nachtigall singt und der Hund, der heult, als sie die Ruhr erreichen, wo
Moses wartet
und man durchschreitet das Bett des Flusses und wiegt sich im robusten Wind
der Nacht.

Und da er schon lange zieht, der Zug, kommen die Bierlieferanten und die
Weinbauern, die Schnapsbrenner und die Sektkellner und sie liefern und
versorgen,
so wie auch die Hofkonditoren und die Fleischhauer aus Graz, die Abordnungen
des Bundestages und der Lufthansa.

Und da kommen noch die Fähnchen schwenkenden Grönländer aus der
Mandschurei. Alle sind sie da und klagen und schreien und vorneweg die Witwe
hinter dem Dudelsackspieler.

Und es folgen die Finnen und Dänen, die Italiener und Turkmenen, die Isländer
und da kommen auch die Griechen und die Franzosen, die Kasachen und
Aserbaidshaner, die Schotten

Die Iren

Die Norweger

Die alten Schweden und die jungen Lappen

Die Färöer

Die Usbeken und Tadschiken

Die Garmisch Partenkirchener, die Wiener und Schlawiner,
die Bauern und Metzger,

die Polen

die Litauer, die Esten und die Letten
die Spanier mit ihren Basken und Katalanen
die Leipziger und Dresdner
die Dichter und Denker
die Komödianten und die Vatikanesen
die Monegassen und Babylonier
die Berber und die Molukken
die Einzelhandelsfachleute und Zahnärzte
die Anarchisten und die Autisten
die Schamanen und Poltergeister
die Bürgermeister und Kulturdezernenten
die mit migrantischem Hintergrund und die mit dilettantischem Hintergrund
die Veganer und Veterinäre
die Zoologen und Zombies

Und die Nacht ist noch nicht um, da biegen sie wieder ein in die Straße im heimischen Block.

Millionen sind es und sie folgen Inge, die die Witwe spielt, in den Hausflur der Kneipe und sie steigen von Stockwerk zu Stockwerk und wieder hinab.

Am Ende versammeln sie sich im Hinterhof – und es ist sehr eng – wie man sich vorstellen kann.

Das Feuer wird entfacht, die Flaschen werden entkorkt. Und ein paar Männer mit glutroten Augen werfen den Bacchus ins Feuer.

Und Zeus und Hermes, Poseidon und Aphrodite sind da und halten die Trauerreden.

Ein Telegramm des Bundespräsidenten wird verlesen, ein Pamphlet von amnesty international, eine Botschaft des Papstes und ein Grußwort des Herrschers von Konstantinopel.

Und die Leiche aus Stroh brennt wie Zunder und die Flammen schlagen in die Gesichter der Versammelten und die Witwe klagt und spielt ihr Klagen so gut,

dass alle Welt mit klagt und heult und der Dudelsack spielt Amazing Grace so laut, dass sich in einer kleinen Gasse in Rotheburg ob der Tauber eine Gruppe von Handwerkern zusammenfindet, um den Dudelsack mit ihrem Gesang zu begleiten.

Und viel später – es ist schon Morgen – sitzt immer noch einer an der Theke, der, der am Vortag nur seinen Kopf hineingeschoben hatte.

Er wischt immer noch seine Tränen aus dem Gesicht.

Die Trauergemeinden sind wieder zurück in ihren Straßen, Dörfern, Städten, Regionen, Ländern und Kontinenten.

Der Dudelsackspieler wird durch eine Gruppe von Gymnasiastinnen mit frischem Sauerstoff versorgt.

Und die Witwe ist nicht mehr Witwe, sondern wieder Inge, die Wirtin.

Die Putzfrau kommt und wischt die verklebten Tränen vom Boden und schüttet die Erinnerungen an die letzte Nacht aus den Aschenbechern.

Der an der Theke weint noch immer und Inge rückt ihm die schief hängende Krawatte wieder gerade und sagt: „Komm, Männeken, stell dich nicht so an, geh mal schön nach Hause. Da wartet die Mama schon mit‘m Bütterken. „

Gelsenkirchen

Gelsenkirky. Wer dort ausharrt, immer noch wohnt, arbeitet, trinkt und isst, wer dort immer noch glaubt, hofft und lacht, der ist fürwahr ein Held.

Ganz Gelsenkirky ist nichts als eine Heldenstadt.

Das merken nur die, die nicht dort wohnen. Eine Stadt, die immer schon zum Scheitern verurteilt war. Das ehemalige Rathaus, das aussieht, als sei Poseidons Blitz eingeschlagen.

Andere haben nichts zu planen, hängen in ihren Straßenzügen herum, ernähren sich von Resten aus den Mülltonnen der Karstadt-Feinkostheken, sie kaufen Sachen, die herzustellen schon ein Wahnsinn ist.

Dinge, die niemand braucht, finden hier Absatz in den billigsten Billigläden weltweit. Die Einkaufsstraße ist ein Paradies für Anthropologen.

Bei Ausgrabungen fände man die Leichen von zurückgebliebenen Auswanderern, die den Bus verpasst haben. All das ist diese Stadt, deren Negativimage alles in den Schatten stellt.

Dort bin ich geboren. Im Johann-Strauß-Weg, vor nicht allzu langer Zeit.

Dort habe ich als Hippie die Gassen durchstreift.

Da bin ich zur Schule gegangen und es hat mir nicht geschadet.

Hier war die schwarze Arbeit unter Tage, hat man sich im „Schwarzen Diamanten“ in Bismarck betrunken.

Habe mit Bürgermeister Kuhlmann ein Bier getrunken, in einer Oper mitgespielt, Hörspiele geschrieben, eine Kneipe betrieben.

Hier war Aufbruch in den späten 80ern, Niedergang ein paar Jahre später, Auferstehung immerzu. Alles, was mich jetzt ausmacht, habe ich in der Stadt vorgearbeitet, hier war Liebe und Fluch, aua und weia.

Und hier muss man zum Übertreiber werden und hier muss man morgens lachen, wenn man aus dem Fenster schaut, sonst geht gar nix.

Werde ich hier begraben liegen und die Leute kommen vorbei und sagen: „Guck ma, da liegt er jetzt!“ Dann gehen sie weiter, drehen sich nochmal um und werfen mir beiläufig ein paar Blumen aufs verwilderte Beet.

18. Arzt-Termin um halb acht

„Kommen Sie um halb acht in die Praxis und bringen Sie Zeit mit.“

Es handelt sich um einen Arzttermin und die Praxis liegt in der City.

Der Angestellte sagt seinem Arbeitgeber, dass er zum Arzt müsse, der Rentner macht das zum Zeitvertreib oder ist eh bettflüchtig, der Schüler sagt gar nichts und ein Student ist um diese Zeit nicht krank.

Soweit die Klischees und Wahrheiten, aber was macht der Freiberufler, wenn er zum Kollegen Freiberufler will oder muss um diese Zeit?

Der Arzt ist ja auch einer, aber der muss eben morgens schon alle Zipperlein betrachten, die unsere Zeit hervorbringt.

Ich könne noch etwas „vor die Tür gehen“, sagt man mir.

Genau deswegen bin ich hier. Ich will noch etwas vor die Tür gehen, um zu sehen, wie die Einkaufsstraße erwacht.

Um diese Zeit sind die Arztpraxen voll und ich denke, alle, die sich um diese Zeit durch die Straßen schleppen, sind potentielle Arztbesucher.

Sie haben Folgetermine, müssen neu gewickelt werden, bekommen Spritzen und Bestrahlungen, werden durchleuchtet oder kommen spontan, weil es nach dem Aufstehen plötzlich furunkelt hatte.

Andere brauchen einen Schein, der sie von der ungeliebten Arbeit fernhalten kann.

Über mein Zipperlein wird hier nicht berichtet.

Herr D. bitte!

Und ich bin dran. Pünktlich werde ich aufgerufen und hier komme ich zu den entsetzlichen Ritualen moderner Praxen.

Kaum hat man den Stern vom Vorjahr aufgeblättert, wird man aufgerufen.

Das macht zunächst gute Laune.

Jetzt also kann ich dem Doktor mein Dingsbums zeigen.

Aber nein, man wird in den Flur gesetzt.

„Nehmen Sie hier noch einen Augenblick Platz!“ heißt es, eine der durchschaubarsten Lügen der Welt.

Der Augenblick, währenddessen man gezwungen ist, dauernd seine Füße einzuziehen, auf Werbung für Haarentfernung zu schauen oder auf ein Foto mit Farnen der Heimat zu blicken, kann bis zu einer Stunde dauern.

Man ist verdonnert, das Warten als etwas Reines, Unabdingbares zu erleben.

Es folgt bei manchen Mediziner-Organisationen eine weitere Geduldsübung:

Man wird in das Behandlungszimmer gebeten, aber niemand wartet dort als man selbst.

Hier allerdings hat man Gelegenheit, das menschliche Skelett oder die Gefäße des Menschen an einer Anschauungstafel ausgiebig zu studieren.

Zudem kann man seine und die Krankengeschichte anderer am geöffneten Bildschirm des Computers recherchieren. Bis der Arzt kommt.

Seltsam

(Innerer Monolog, leise)

Darf man zu einer Beerdigung zu spät kommen?

Der Deutschen Bahn ist das egal.

Sie fährt nach Plan und wenn der Computer ausfällt oder die Strecke faul ist, dann eben nicht.

Raum und Zeit überwinden, das ist die Aufgabe der modernen Fortbewegungsmittel – im einfachen Sinne.

Ich fahre also mit einem ICE von Dortmund nach Berlin in der Früh, ein Vorgang, den mit mir zahlreiche andere teilen.

Die Züge sind immer voll und von „Arbeiten im Zug“ sollte man nicht mehr ausgehen, es sei denn, sein Nachbar opfert seinen Schoß zur Ablage von Notizen oder als Halterung für den Klapprechner.

Ich verlasse den Zug in Berlin-Spandau um 12.55.

Für 13.00 Uhr ist die Beerdigung in Schöneberg angekündigt, zu der ich aus tiefstem innerem Antrieb anreise.

Der Taxifahrer ist das Gegenteil vom Klischee des Berliner Taxifahrers.

Er nimmt Anteil durch Reduktion seines sicher ansonsten eifrigen Redeflusses.

Er sagt nur: „Da liegt auch Marlene Dietrich.“

Er sagt es und meint es als Trost. Seltsam.

Der tatsächliche Fahrpreis liegt unterhalb seiner vorher gemachten Schätzung.

Er hält direkt vor dem richtigen Eingang.

In der kleinen Kapelle ist die Feier bereits im Gange.

Die Bänke und Stühle sind alle besetzt.

Ich bleibe draußen, wo mich ein heißer Sonnenstrahl fast betäubt.

Immer noch erschüttert von der Nachricht, verfolge ich die Trauerfeier von außen und hoffe, dass ich gesehen werde.

Es ist furchtbar traurig und gleichzeitig schön.

Popmusik wird gespielt, Aus dem Leben wird berichtet.

Es wird anschließend gegessen, Trost zugesprochen.

Ich muss zurück zur Bahn, um abends wieder in Dortmund anzukommen.

„Darf ich vorstellen? Das ist der Rolf Dennemann aus'm Pott.

Der ist extra angereist,“ sagt jemand.

Viele sind bereits vor langer Zeit, im Falle meines Freundes vor ca. 35 Jahren, vom Ruhrgebiet nach Berlin gereist, aus unterschiedlichen Gründen.

Die meisten wollten einfach weg, andere dem Bundeswehrdienst entgehen.

Mein Freund, der jetzt Witwer ist, arbeitet seitdem in der Hauptstadt bei immer der gleichen Firma.

Viele der Trauergäste kamen einst aus dem Revier, mit dem sie auf irgendeine Weise noch verbunden sind.

Ich bin nicht gegangen. Ich war noch zu jung, hatte mein Nest noch nicht gebaut, aus dem ich hätte flüchten wollen.

Ich steige in Spandau in den Zug, zurück in die Heimat, nur dreieinhalb Stunden entfernt.

Es waren nur ein paar Stunden, aber jede Reise mit dem Zug, und wenn sie an einem Tag stattfindet, produziert kleine veränderte Sichtweisen bei der Rückkehr.

Ich laufe durch den engen Bahnhof, steige ins Auto am Nordausgang, warte vor einigen Ampeln, ende in meiner Parkbucht, setze mich an den Rechner und fühle mich nicht zu Hause. Seltsam.

19. Haus und Hund

Als Kind war ich oft auf dem Land. Meine Oma hat im Garten gearbeitet und hatte die Hühner unter sich, mein Onkel auf dem Feld, meine Tante in der Küche und im Stall, die beiden Cousins waren Schafe, die zu hüten es galt. Später hat der eine auf dem Feld, der andere im Stall gearbeitet.

Die Oma hat den Garten bestens bestellt und gepflegt, und zwar nicht nach künstlerischen Gesichtspunkten, auch der Onkel hat nicht versucht, die Kornfelder in bestimmten Formen zu gestalten.

Die Tante war nicht dabei zu erwischen, eine Soundcollage aus Schweine- und Kuhstall zusammenzustellen. Abends wurde mal eine Platte aufgelegt und man hörte die Operette „Der Vetter aus Dingsda“ (da kommt ja das Stück von Borstenviehl und Schweinespeck vor).

Später schaute man im Fernsehen „Hätten Sie’s gewusst“ mit Heinz Maegerlein und seiner Künstlerfrisur. Der böse Onkel verehrte Harry Belafonte. Ich erinnere mich nicht, warum, denn eigentlich mochte er keine Neger.

Meine Eltern lasen Zeitung, sahen Kulenkampff und Hansi Rosenthal, meine Mutter las Angelique-Bücher, der Vater war ein Fan von Stan und Olli und mochte die Texte von Hanns-Dieter Hüsch.

Als ich bereits mit vierzehn mongolische Musik, Freejazz und dann Zappa hörte, wurde das akzeptiert, aber als Hottentottenmusik bezeichnet.

Im Theater waren beide nie.

Ich war offensichtlich fehlgeleitet, aber durch mich selbst.

In unserem Haus wohnten ausschließlich Angestellte und Beamte, so wie in der gesamten Straße.

Anderswo wohnten die Bergleute, hier die städtischen Angestellten oder Amtsgerichtsmitarbeiter.

Eine Familie, die des Richters, machte Hausmusik, ein Nachbar ging regelmäßig in die Oper.

Die anderen begnügten sich mit dem „normalen Leben“, beschäftigten sich mit dem lieben Gott und konnten einige Lieder aus dem Gesangbuch.

Zu Weihnachten sangen die meisten nur die ersten Strophen.

Amerikaner und Japaner kommen her und fotografieren alte Mauern, gehen in die Oper am Rhein oder trinken Wein an der Mosel.

In Kasachstan gibt es so gut wie keine Freien Theater, auch nur wenige Museen.

In Anatolien spielen Opernführer keine erachtenswerte Rolle.

Man verehrt die alten großen Dichter des Volkes.

In den meisten afrikanischen Ländern geht es neben dem Überleben um Kultisches, um Rituale, um große und kleine Kulturen, die nicht in Schauspielhäusern abgebildet werden.

Wenn ich bei einem Festival in Tschechien bin und nach den Vorstellungen wird gesungen, dann kommt es vor, dass man mich auffordert, doch auch was Deutsches zu singen.

Stille.

Soll ich jetzt „Im Frühtau zu Berge“ singen?

Ich helfe mir mit „Little piggies“ von den Beatles und setze noch „99 Luftballons“ nach. Folklore gibt es fast überall auf der Welt, am wenigsten allerdings hier.

Die Freunde Alter Musik treffen sich in Witten,
die der elektronischen Experimentaltöne in einem hellen, kleinen Raum,
die Freunde der Volksmusik in der Grugahalle,
die des tibetanischen Untertongesangs in einer Kapelle,
die Anhänger des Frikadellenkults in Privatküchen,
die des veganischen Burgers in Räumen mit eifreier Farbe,
Schauspielenthusiasten in Schauspielhäusern,
die einbeinigen Flötisten treffen sich mit den einarmigen Organisten.
Alle die, die sich nicht für unsere große Kultur interessieren, gehen in den Park und grillen, schauen per Satellit erivanisches Fernsehen oder türkische Soaps, kurven mit ihren Autos über leere Parkplätze oder schlafen.
Es gibt Leute, die lesen Bücher und verweigern sich der Bildmachung, gehen weder ins Kino, noch beschäftigen sie sich mit Detailfotografie.

20. Möbel als stille Haustiere

Sitzen Sie zu Hause auf einem Stuhl, der ihnen etwas bedeutet?

Vielleicht, weil sie ihn unter Todesängsten nachts von der Straße geholt haben, um ihn dem Sperrmüll zu entziehen?

Oder ist es der Stuhl, auf dem die Oma beim Kartoffelschälen gesessen hat, das einzige, was von ihr übrig blieb an greifbarer Erinnerung?

Oder ist es ein Stuhl, auf dem Sie immer sitzen, seit Jahrzehnten, um immer in die gleiche Richtung zu schauen, wenn Sie sitzen. Sie sehen immer hinaus auf den Blumenkasten und begleiten ihn durch die Jahreszeiten? Es ist Ihr Heiliger Stuhl.

Oder besitzen sie eine Kommode von der Tante, deren Geschichte ein Geheimnis verbirgt?

Oder haben Sie sich schlichtweg in ihr erstes Billy-Regal verliebt, da sie es selbst zusammengebaut haben?

Möbel erzählen Geschichten, manche werden gehegt wie ein Haustier.

Wie mein Sofa, meine Sitz- und Liegelandchaft, die ich streichele wie das Fell eines getreuen Gepards.

ENDE

Die Welt ist schön

Alles ist schön.

Die Straßenbahn rauscht heran, die Türen öffnen sich wie von selbst. Sie, die Tram, bringt uns in die nahe Stadt.

Draußen sehen wir, wie die Menschen sich emsig bewegen, unterwegs zu ihren Lieben oder zu ihrem geliebten Arbeitsplatz.

Das ist schön.

Wir sehen die Vielfalt der Architektur, sehen Fabrikgebäude, Wohnhäuser, Geschäfte. Wie schön, dass es sie gibt!

Junge Menschen, die unsere Zukunft gestalten werden, steigen mit Bierflaschen in die Bahn. Sie reden miteinander. Einer bietet dem Opa seinen Platz an.

Welch schöne Geste!

Nicht nur ist es am Rhein so schön, sondern auch an der Ruhr, selbst an der Emscher, am Kanal, an den Seen und an den Teichen in den Parks.

Schöne, wilde Gänse schreiten über die Wiesen, der Wanderfalke zieht in der Industriehalle seine Kreise, die Elster baut ihre ausladenden Nester, meist bleiben auch die Ratten dort, wo sie ihre Nahrung finden, außerhalb unserer Küchen.

Die Natur soll uns lächeln machen. Wir müssen nur hinsehen und entdecken den eigenartigen Wuchs einiger Bäume.

Im Sommer bieten sie uns Schatten, die Platanen und Ahornbäume.

Selbst die Trauerweiden sind Grund für Fröhlichkeit, erinnern sie uns doch daran, dass wir Überlebende sind.

Das ist schön.

Einkaufszonen sind schön

Wir wandern durch die bunten Innenstädte.

Wie schön es ist, sehen zu können, wie wir uns nicht anziehen sollten, was wir auf keinen Fall auf unseren T-Shirts lesen wollen.

Wenn wir nur unsere Augen aufmachen, stellen wir fest, wie aufregend schön es sein kann, festzustellen, dass wir nicht allein sind.

Es gibt viele von uns und die meisten kommen wieder heraus, nachdem sie hinter Türen verschwunden sind, die sich öffnen wie die Himmelspforte.

Sie kommen heraus und haben etwas Schönes gekauft.

An einem Stand verteilt jemand Zeitungen – kostenlos. Wir können also lesen, setzen uns in ein Café, wo schöne Kellnerinnen schöne Latte Macchiatos bringen.

Und die Musik ist so schön.

Meine Briefträgerin ist schön, mein Frisör und der Mann vom Kiosk.

Die Füße der Balletttänzerin sind schön, erst recht die Hände des Zahnarztes.

Die Supermarktkassiererinnen sind genau so schön wie die in der Raiffeisenkasse, wie die Obstverkäufer und Blumenbinder.

Der Tisch ist schön – wie das Licht und der Musiker.

Alle hier im Raum sind schön.

So schön.

Der Bruno.....die Vera.....der Bahnhof der Bürgermeister – Renate und Christoph ...Petra...Bernhard und Bianca...Frikadellen...Klaus, Stefanie, Maria...Batman...

21.Abspann ENDE